

Nr. 196 Bydgoszcz / Bromberg, 28. August 1937

Zwei Männer spielen um die Welt.

Roman aus der nächsten Zeit
von **Adolph Johannes Fischer.**

(21. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Plötzlich rollt eine Detonation unheimlich durch das Haus, die Gläser erklirren auf der Tafel, der Boden bebt, die Prismen der Kristallüster klingen aneinander.

Jemand stellt schnell den Wellenempfänger für die Sendezentrale ein. Sogleich beginnt der Lautsprecher zu berichten:

„Brand im staatlichen Munitionslager IA!"

Es scheint ein Unglück von unfaßbarer Gräßlichkeit zu sein.

Immer wieder ertönen dumpfe Donnerschläge, erschreckend deutlich trotz der großen Entfernung der Depots von unserer Stadt.

Jetzt hat die Zentrale Verbindung mit dem Ton-Licht-Sender vom Ort der Katastrophe hergestellt: Schreckliche Explosionen brüllen und donnern jäh aus dem Lautsprecher, schauerliche Bilder flackern auf der Wand unseres Fernsehers.

Alles Grauenhafte, was wir eben erst bei der Manöverschau geahnt haben — jetzt ist es furchtbarste Wahrheit geworden.

Flammenkrater öffnen sich heulend, kohlschwarze Rauchballen schießen zum Himmel empor, Betonkuppeln, Panzertürme, Eisengerüste, Felsen fliegen in die Luft — und da laufen Menschen, Menschen! Menschen! In den Wahnsinn gehetzte, von der Todesangst dahingepeitschte Menschen! Verzerrte Gesichter!

Immer neue Schwärme kriechen aus bloßgelegten Erdhöhlen, aus Wust und Trümmern — und rennen — rennen vor dem Tod — rennen in den Irrsinn!

Ich höre Marion neben mir stöhnen, ihre Hand klammert sich um meine, krampft sich vor Jammer.

Da!

Mitten zwischen Hunderten gejagter Opfer — spaltet sich der Boden! Glut bricht daraus, Stichflammen zischen zu den Wolken, dann nachtschwarzer Dampf — die Opfer sind von einer Hölle verschlungen.

„Gräßlich!" ächzt Marion.

Die Fernsendung zerreißt, erlischt.

Vielleicht ist auch der Empfangsapparat an Ort und Stelle bereits von der Vernichtung erreicht worden.

„Der Krieg!" sagt jemand in die Stille. „Der Krieg hat angefangen!"

„Noch nicht", entgegnet Willy ruhig. „Dies ist nur seine Ouvertüre. Vor Eröffnung der Feindseligkeiten legt jeder Gegner es darauf an, dem andern möglichst viel Munition zu zerstören. Man hat bei uns einen Spion übersehen. Das ist alles. Indes, ich glaube, daß es auch auf der andern Seite heute an manchen Stellen ebenso zugeht."

Wieder beginnt der Lautsprecher zu rufen:

„Achtung! Hier Sendezentrale! Neue Meldungen von der Unglücksstelle: Die Gefahrenzone breitet sich aus. Man befürchtet, daß der Brand auf Objekt IB übergreift."

„Man befürchtet —", bemerkt Willy ironisch, „daß heißt, wenn wir die Sprache der Behörde in unsere übersetzen: Objekt IB brennt bereits! Wißt ihr, was dort lagert? Die Gasbomben! Genug, um zehn Städte, wie unsere, in ein paar Sekunden auszulöschen."

„Es ist möglich —", fährt die Stimme des Ansagers im Radio fort, „. . . daß die starke Rauchentwicklung . . ."

„Starke Rauchentwicklung ist gut! Nicht?" höhnt Willy.

„. . . bei entsprechender Windrichtung vielleicht in Orten, die der Unglücksstelle näher liegen, spürbar wird ... was dort zu Gesundheitsschädigungen führen könnte. — Daher wird im Gefahrsfalle an bedrohten Orten Sirenenalarm gegeben werden. Dann sind Gasmasken vorzunehmen, die Wohnräume abzuschließen oder die staatlichen Gasschutzunterstände aufzusuchen. Wir betonen jedoch, daß vorläufig gar kein Grund zur Beunruhigung vorliegt."

„Natürlich!" spottet Harder. „Gar kein Grund zur Beunruhigung! Zum reinen Vergnügen werden Gasmasken empfohlen — Fasching im Sommer! Aber was werden die armen Teufel tun, die ohne Schutz bleiben? Unser Staat hat leider noch nicht jeden seiner Millionen von Bürgern mit Chlorkalkhäuten ausgestattet. Denn die Masken allein schützen ja nicht, wenn fleischzerfressendes Senfgas kommt. Und unsere Gasschutzunterstände? Wie viele Menschen werden sie nicht aufsuchen können!"

Alle unsere Fenster sind geschlossen.

Wir starren einander an.

Draußen ist es dunkel geworden, trotzdem die Sonne noch nicht untergegangen ist. Unheimliches Gewölk hat das Licht zum Ermatten gebracht.

Jemand versucht zu scherzen.

„Die letzte Nacht vor dem Weltuntergang! Morgen kommt der Unheilskomet. Aber es scheint, als sollten die Menschen ihren Tod nicht mehr erleben! Die Natur hat ihnen nicht genug sportliches Tempo!"

Jetzt huschen wieder Bilder über die Lichtfläche, jedoch nichts mehr von den Brandobjekten.

Die Sendezentrale wechselt rasch die Verbindung mit jenen Orten, an denen sie ihre Aufnahmeapparate aufgestellt hat. Sie ist sichtlich bemüht, das Publikum von der Schauerlichkeit des eben Erlebten abzulenken.

„Man zensuriert die Katastrophe", erklärt Harder. „Wir werden von ihr nichts mehr zu sehen bekommen."

In der Tat erscheint jetzt auf der Fläche vor uns ein recht friedliches Bild. Irgend eine Prozession mit flatternden Kirchenfahnen, eine Bußprozession vielleicht, auf ihrem Gebetsgang wegen des Todessternes. Sie schreitet über Feldraine durch eine dämmernde Abendlandschaft.

Aber schon verwandelt sich auch diese Szene vor unseren Augen in grauenhafter Weise.

Wie von einem einzigen Blitz gleichzeitig getroffen, stürzen alle die Hunderte von Betern und Sängern, von Fahnenträgern, von Frauen und Kindern zu Boden.

Was eben noch eine endlose Schar sich bewegender, psalmierender Menschen war — ist jetzt bewegungslos, versteint, ein Leichenfeld.

Die vorderen Gestalten haben noch den Mund wie zum Gesang geöffnet, emporgestreckte Arme, gekrümmte Finger deuten wie in entsetzlicher Anklage zum Himmel empor, nur

in den Kirchenfahnen ist noch das frische Leben. Sie flattern lustig im Winde an Stangen, die von den im Tod erstarrten Händen ihrer Träger noch immer umklammert werden.

„Verstehst du das, Fred?" flüstert Willy neben mir. „Das Giftgas hat sie erreicht! Hunderte von Leben sind in einer Sekunde erloschen! Menschen sterben so schnell wie Fliegen! Wehe uns! Wehe der Menschheit! Das hier ist noch nicht einmal der Krieg. Nur ein ganz kleiner Brand im Depot J B. Aber wie wird die Welt ausschauen nach drei Wochen Krieg? Nach drei Monaten Krieg? Nach drei Jahren Krieg! Wird einer von uns das noch sagen können? Ich glaube — nein! Auch wir werden dann weggewischt sein, zusammen mit allem andern Leben."

Marion drückt wortlos meine Hand.

Dann erlischt der Sender.

„Die Zentrale", sagt Harder finster, „hat in der Auswahl ihrer Beruhigungsnachrichten eine unglückliche Hand gehabt."

Völlige Nacht ist hereingebrochen, wenn auch die Sonne noch am Himmel stehen müßte.

Diener lassen die Kronleuchter erstrahlen, aber sogleich wieder erlöschen, da wir sehen wollen, was draußen vorgeht.

Vor den Fenstern liegt schwefeliger Schein.

Zuweilen erklirren die Glastafeln unter den fernen Detonationen, die noch von Zeit zu Zeit ertönen.

Wir stehen an den großen Spiegelscheiben.

Die Gesichter aller Festgäste sind fahl erhellt von der gelben Dämmerung, die aus seltsamen, vorüberjagenden Wolken hereinstrahlt. Die vorzeitige Nacht hat sich gewitterhaft gelichtet.

Auf der Bankettafel liegen, von den Dienern gebracht, schwarze, schauerliche Dinge:

Gasmasken!

Erschrecktes Aufhorchen geht durch alle Mienen.

Was?

Was ist das?

Ein dumpfer, hohler, langgezogener Ton, der nicht mehr endet!

Ein zweiter!

Dann ein schrilles, dissonantes Konzert, nervenzerrüttend, scheußlich!

Immer mehr Stimmen vereinen sich zu einem infernalischen Chor, einem unaufhörlichen Akkord einer entsetzlichen Riesenorgel.

Die richtige Musik für unser übernervöses Jahrhundert, dessen Menschen schon bei den geringsten Ursachen in Erregungszustände geraten, die unseren Vorvätern unbekannt waren!

Die Sirenen der Weltstadt heulen!

Das Giftgas naht!

Es naht unserer Millionenstadt!

Wir alle haben Gasmasken vorgebunden.

Wenn auch die hermetisch schließenden Fenster und Türen den todbringenden Schwaden den Eingang wehren, wenn auch anzunehmen ist, daß der Todesnebel schwerer als die Luft, am Boden der Straße hinstreichen wird, um dort alles Lebendige, das ihm begegnet, auszulöschen — niemand weiß, ob nicht das Gift durch die Kamine den Weg zu uns findet oder von unten her durch die Schächte der Ventilation.

Oh, was für fabelhafte Erfindergehirne unseres Jahrhundert haben jede Möglichkeit der Opfer, dem Sterben zu entfliehen, erwogen und vernichtet! Welcher Scharfsinn, zu töten, hat sich entfaltet!

Nun werden wir selber vielleicht solche Opfer werden.

Marion lehnt an meiner Brust.

Harder berichtet, daß die vielen Bewohner dieses Hauses bereits in die Gasschutzkeller geflüchtet sind.

Wir bleiben noch in unserem Stockwerk heroben.

Es droht ja kein Bombardement.

Aber der Bankettisch ist abgeräumt und neu beladen.

Wo eben noch Kristall funkelte und Blüten dufteten, liegen jetzt glitschige Guttaperchaanzüge, Taucherkleidern ähnlich, außen und innen mit Clorkalksalbe beschmiert.

Und ein unheimliches Instrument bekrönt die Mitte der Tafel. Es wird beim ersten Anzeichen von Senfgas automatisch Lärm schlagen — ein feinwitternder Spürhund aus Glas, Messing und chemischen Reagentien.

Dann heißt es, sich in die eklig beschmierten Taucheranzüge stürzen. Denn Senfgas frißt wie Feuer durch Kleider, Fleisch und Knochen. Und dann werden wir im Lift sekundenschnell durch sechzig Stockwerke hinab in die Keller sausen.

Was wohl unsere Großväter dazu sagen würden, sähen sie uns jetzt?

Hätte man es je für möglich gehalten, daß man einmal ganze Millionenstädte unterminieren und beim Bau jedes Hauses in der Tiefe der Erde Verstecke schaffen werde, damit dorthin Menschen vor dem Todesgift ihrer Mitmenschen fliehen können?

Und doch — dies alles, wie unvollkommen!

Zwar sind Gasangriffe auf die Zivilbevölkerung im Krieg durch das Völkerrecht verboten. Aber wer hütet das Völkerrecht, wenn es einem Feind gelüstet, es zu brechen?

Können Millionen Menschen dauernd in Kasematten leben? Sollen ganze Völker wieder zu Troglodyten werden?

Wahnwitz von grandioser Ungeheuerlichkeit!

Was ist aus meiner wunderbaren Marion geworden, die man die schönste Frau der Welt nannte!

Was aus allen den anderen schönen Frauen in unserer Mitte!

Eine Gesellschaft von Gespenstern steht im dunklen Saal, stumm, unbeweglich — schrecklich anzusehen.

Schwarze Dämonenköpfe von unerhörter Häßlichkeit, scheußliche Larven mit gestielten Glotzaugen und viehischen Rüsseln blicken lauernd durch die Glaswände hinab auf den lichterhellten Platz in der Tiefe.

Es sieht aus wie eine Teufelsszene von mittelalterlicher Phantastik: Höllische Fratzen mit dem Ausdruck eines entsetzlichen Gemisches von Kläglichkeit und Bestialität sitzen auf Menschenleibern, die in Gesellschaftskleidern stecken, in unerhört widerlichem Kontrast zu den Frackanzügen der Männer, zur schimmernden Seide und den glitzernden Juwelen der Frauen, zu den edlen Linien ihrer herrlichen Körper, zum warmen Elfenbeinton ihrer nackten Schultern und Arme.

Warten, Warten!

Furchtbares, ewiges Warten!

Worauf?

Vielleicht auf eine letzte Sekunde, in der wir erlöschen werden?

Ich spüre Marions Herz schlagen.

Wie ein körperlicher Schmerz durchzuckt es mich:

Nichts von alledem wäre, nichts müßte sein, hätte nicht vorgestern ein hemmungsloses Gehirn eine Pistolenkugel in Bewegung gesetzt. Mitten in einer Menschheit, deren Nerven überarbeitet, überspannt, vom Tempo der Zeit überhetzt sind, so daß für sie ein kleiner Anstoß dasselbe ist, wie ein Funke für ein Pulverfaß.

Alles, was geschehen ist, alles, was vielleicht noch für Millionen Menschen geschehen wird, alles das hat seinen Ausgang genommen von der Manie eines einzigen Narren!

Sergis Natas!

Welche unabweisbare Notwendigkeit, ihn zu besiegen!

Ist es schon zu spät?

Hitze schwült unter der gräßlichen Maske, mein Kopf schmerzt, meine Augen brennen, der Gaumen lechzt nach einem Trunk.

Ist der unsichtbare Tod schon lautlos in den Saal gekrochen? Keiner weiß es.

Der Apparat auf dem Tisch schweigt.

Die fernen Explosionen scheinen sich nicht mehr zu wiederholen.

Oder hören wir sie nicht, weil die Sirenen brüllen?

Schreckliche, endlose Jammerschreie!

Posaunen des Weltendes!

Aber höchst irdische Posaunen, mechanisch geblasen von elektrisch atmenden Stahllungen. Und ein höchst unmystisches Weltende, bei welchem Chemiker und Techniker einen Gott der Strafe spielen, der die Menschheit vom Erdball wegfegt, überdrüssig aller Geschöpfe, unterschiedlos, ohne die Gerechten zwischen den Ungerechten, die Weisen zwischen den Toren zu schonen.

(Fortsetzung folgt.)

Der rote Hirsch.

Nach einer Volkssage erzählt von Frieda Peltz.

Ich kenne ein Dorf, da erzählen die Leute sich eine wundersame Geschichte. Ich habe sie aufgeschrieben:

Es war ein Sonntag im Herbst. Da kam ein Jägerbursche ins Dorf, fremd und mit breiter Brust, bot den Leuten seinen Gruß und fragte nach dem Forsthaus. Man zeigte ihm den schmalen Pfad zwischen den Feldern zum Berg empor und sah ihm nach.

Droben ging er durch die in roter Blüte wehende Heide, zwischen den goldschuppigen Stämmen, bis hin zu dem dunklen Haus aus Holz. Nach seinem Begehr gefragt, bat der Bursche, ihn als Forstgehilfen in die Lehre zu nehmen. Er heiße Peter Brandel und habe gehört, der Förster fehle keinen Schuß. Er wollte ein Gleiches bei ihm lernen.

„Er will also ein Meisterschütze werden", sagte der rotbärtige Mann, dabei standen seine Brauen wie Büsche. Er trat näher und legte dem jungen Mann die Hand auf die Schulter. „Laß das, mein Junge. Viel besser, du lernst dich des Schusses freuen, der dir gelingt. Das will ich dich lehren!"

Der Bursche blieb also im Forsthause, darinnen außer ihm und dem Förster nur noch eine alte Magd wohnte.

Am ersten Morgen begann der Dienst mit einer Streife durch den Wald. Des Försters Schritt war hart und groß und achtete des blühenden Krautes und der Erde nicht, deren Schoß zu dunkelgrünem Sammetmoose schwoll oder in starrer, silberner Krause sich lockte. Sein Blick war immer, als spüre er durch Busch und Holz im fernen Bruch ein äsend Wild.

Am zweiten Tage baute der Förster ein pendelndes Ziel in die Bäume und lehrte den Burschen das Schießen. Die Leute hatten nicht zu viel gesagt. Der Förster fehlte keinen Schuß. Er traf das Blatt im Wind. Über Peter Brandel kam ein Rausch, doch schien das dem Förster keine Freude, denn er wandte sich und ging dem Bruche zu.

Einmal, als Peter nach besonders glücklichem Schuß wie im Fieber heimkam, blieb die Alte bei ihm stehen und hob die Hand. „Hörst du?" Peter Brandel lauschte. „Der rote Hirsch", flüsterte sie und ging rückwärts aus der Tür. Peter sah ihr nach und schüttelte den Kopf. Die Alte kam in die Kindheit.

Draußen lag wieder der Nebel, und das Zimmer war wie ein Käfig. Peter nahm seine Mütze und ging ins Dorf hinunter. Da wußten sie auch von dem roten Hirsch. Beim Beerenlesen und Holzsammeln wollten sie ihm begegnet sein und meinten, es könne niemand anders als der Teufel gewesen sein. Peter Brandel lachte.

Aber seit der Zeit dachte er manchmal darüber nach, was er wohl täte, wenn plötzlich der rote Hirsch wirklich vor ihm stände, und eines Tages sprach er dem Förster davon. Der sah ihn mit Augen an, die wie Blitze standen, und ging ohne Antwort seinen Weg. Vor seinem Schritt erschreckten sich Vögel. Der Regen, der seit dem Morgen fiel, hatte nachgelassen, und die Sonne versuchte ihr Spiel am Stamm einer breiten Kiefer. Der Förster blieb stehen und starrte auf den Baum. Er kannte ihn seit vierzig Jahren. Damals war er zu einem in die Lehre gegangen, von dem die Leute sagten, daß er sein Ziel nie verfehle, und hatte ihn gebeten, auch aus ihm einen Freischützen zu machen. Der Meister hatte ihm nach kurzem Beginnen befohlen, das Abendmahl zu nehmen, die Oblate aber unbemerkt einzustecken. So war es geschehen, und das geweihte Brot in der Brusttasche, war er mit dem Förster in den Wald gegangen.

Der alte Mann hob den Kopf. Es war alles wie damals. Dieselbe Sonne unter dem grauen Dunst, und hier, an den Baum, hatte der Meister die Oblate angenagelt und ihm befohlen, darauf zu schießen. Er wußte es noch, als wäre es gestern gewesen: wie er die Büchse von der Schulter genommen, sie gehoben und den kleinen, weißen Kreis aufs Korn genommen hatte. Aber der Flintenlauf war hin- und hergegangen, denn die Oblate hatte sich wie ein Rad zu drehen begonnen, und seltsame Gedanken und Bilder waren ihm gekommen. Wie er mit der Mutter zur Kirche gegangen, und wie der Mutter Hände gezittert hatten, als sie mit frommem Spruch das Singbuch unter seinen Arm geschoben, — und da war auf einmal der kleine Kreis gewachsen, und es hatten sich Hände daraus erhoben und zwei Augen, und der Alte hatte geschrien, daß er endlich schießen solle, sonst wäre es vorbei mit der Freischützenkunst, und da — hätte er geschossen — auf die Hände und in die Augen hinein . . .

Bei des Meisters Lob war er heimgegangen, aber so, als säße die Kugel in seinem Herzen.

Wie der Förster so steht und den Blick nicht heben kann von dem Baum und seinem Spiel, faßt er mit langsamer Hand zur Brust. Noch immer sitzt da die Kugel, und das Herz schleppt sie hin und her. Damals, im Rausch des Jägerglücks, hat er das vergessen können, denn Wild auf Wild hat er beim ersten Schuß erlegt, aber die Büchse war ihm eine Last geworden. Was kann einem Jäger auch eine Flinte sein, der nicht er selber, sondern ein Unheimliches die unfehlbare Kugel durch den Lauf jagt! Er hatte andere Büchsen versucht, aber es war immer dasselbe gewesen. Mit einer jeden traf er das Blatt im Sturm, und das Schießen war ihm wie Schande erschienen.

Da, eines Tages im Sonnenlicht, war ihm der Hirsch begegnet. Überwältigt von dem herrlichen Anblick hatte er in reinster Lust die Büchse hochgerissen und in zwei furchtlose Augen gesehen, so daß der Lauf ihm herabgesunken war. Er ist damals mit dem seltsamen Gefühl heimgegangen, daß es gut sei, nicht geschossen zu haben, und er hatte seither die Tage zu zählen angefangen, an denen er dem Tier begegnete. Der rote Hirsch, den er nicht schoß, war jedesmal wie eine überstandene Versuchung.

Das alles konnte Peter Brandel nicht wissen, der eines Morgens, als der Wald in weißem Nebel stand, vom Förster geweckt und mitgenommen wurde. Es gälte einem Wilddieb das Handwerk zu legen.

Stiller und dunkler wurde der Wald, und es konnte nicht mehr weit vom Bruch sein, da verhielt der Förster plötzlich den Schritt und suchte Deckung. Peter Brandel, dessen Herz bis zum Halse klopfte, tat es ihm nach, doch als die Büsche knackten, setzte mit breitem Sprung ein Hirsch in die Lichtung. Wie Feuer fuhr seine Decke in die Bäume, und sein hochragendes Geweih schien vergoldet. Peter war keiner Regung mächtig, als vor der Mündung seines noch immer gerichteten Laufes mit Lockrufen der Förster schritt. Der Hirsch sah ihm entgegen und ließ es geschehen, daß der Förster die Hand zu seinem prächtigen Geweih erhob.

Als der rotbärtige Mann neben dem roten Wilde stand, kam Peter Brandel eine Ahnung vom Geheimnis zwischen Mensch und Tier. Sekunden nur, dann setzte der Hirsch, als hätte er sich erschreckt, mit dem gleichen wundervollen Schwung über die Lichtung.

Von Furcht und Hoffnung.

Aphorismen von Lothar Sachs.

Die ehrlichen Leute täuschen sich viel leichter in ihrem Publikum als die Spitzbuben.

*

Von der Furcht und von der Hoffnung läßt sich der Mensch alles einreden.

*

Wem der Buchstabe heilig ist, sündigt oft am Geiste.

*

Von deinen Geheimnissen wissen andere mehr als du selbst.

*

Es gibt Leute, die sich auf sehr bequeme Art mit der Not ihrer Mitmenschen abfinden: sie glauben nicht daran.

*

Unser guter Ruf hängt manchmal von Leuten ab, die keinen haben.

*

Niemand gebraucht das Wort „Spießer" so oft wie — der Spießer selbst.

*

Lob erweckt mehr Neid als Glück.

*

Man soll nicht nachahmen, sondern nacheifern.

*

Die üble Nachrede wird leicht geglaubt, für die gute Nachrede verlangt man Beweise.

Seit dem Tage war es um Peter Brandels Ruhe geschehen. Selbst im Schlaf sah er den Hirsch, und aus den sich häufenden Vorstellungen erwuchs die Gier. Es blieb dem Förster nicht verborgen, daß der Bursche dem Hirsch auf der Spur blieb, daß er auf ihn anlegte — und ihn nicht traf. Er sah seinen Gram und seine maßlose Wut über den verfehlten Schuß, er sah seine Leidenschaft, die nicht mehr Weg und Hemmung kannte, und sah sich selber, wie er einst gewesen und geworden, sah seine Schuld und sein verfehltes Leben. In Peter Brandel, das sah er, begann der gleiche Verfall, und es überkam ihn Abscheu. Er wollte es nicht zum zweiten Mal erleben und ließ den Gehilfen sein Bündel schnüren und wieder gehen.

Aber da sprang ihn der Haß an. „Jetzt weiß ich, Herr Förster", schrie Peter und sein Gesicht brannte, „warum Ihr den Hirsch nicht schießt! Weil Ihr kein Freischütz **seid** und ihn nicht trefft, wie ich ihn nicht treffe! Der Satan selber ist es, mit dem Ihr Freundschaft haltet, und dem Ihr ein Vorrecht im Wald gegeben!"

Der Förster stand auf, und wieder, wie im Anfang, lag seine Hand auf des Jungen Schulter. „Ich **bin** ein Freischütz, und du sollst auch einer werden, wenn du willst —"

„Ich werde den roten Hirsch treffen, sagt Ihr?" unterbrach ihn Peter, und seine Züge entstellten sich.

Der Alte war zum Fenster gegangen und sah jener Richtung zu, in der das Tier jetzt äsen mochte oder ruhen. Es war schuldlos und ein herrlich Wild, — aber gleichviel. Es mußte sich zum Dienst bereiten — wie er selbst. Zu einem Spiel um Leben oder Tod.

Wie er zu Ende gedacht, wendete sich der Förster um und sagte: „Morgen, vor Sonnenaufgang, will ich dir selber am Hasenkreuz das Ziel stellen, auf das du den Freischützenschuß wagen sollst." —

Lange vor Sonnenaufgang steht der Bursche mit gerichtetem Flintenlauf an seinem Platz und verwünscht die Trägheit der Sekunden. Da rauschen die Büsche und ihm stockt das Blut. Der Förster reitet auf dem Roten langsam über die Lichtung. Der Hahn ist gespannt, und es stehen zwei Augen im Korn — aber er kann es nicht unterscheiden! Sind es des Försters — oder des Tieres Augen? Der Hirsch setzt Schritt vor Schritt und senkt den Kopf zum Äsen — der Finger strafft sich um den Abzug — jetzt! —, aber dem Mann ist, als liefe der erregte Blutstrom seines Herzens über seine Augen, — er kann nichts sehen! Ein Rauschen ist in seinen Ohren — und wird ein Lied mit seiner Mutter Stimme, die ihm längst verloren schien . . .

Peter Brandel sinkt die Büchse aus der Hand.

So findet ihn der Förster, irr fast und weinend wie ein Kind. „Das Ziel war **zu** schwer, Herr Förster", sagte er. Immer nur dies.

Am anderen Morgen hat der Junge plötzlich Heimweh nach der Mutter bekommen. „Wer weiß, wie lange sie noch lebt", hat er gemeint und ist heimgezogen. Er ist nicht wiedergekommen, dem Förster aber ist die Kugel aus dem Herzen gegangen.

Den roten Hirsch hat niemand mehr gesehen. Nur die Wilddiebe bleiben dabei, daß sie an Nebeltagen und wenn die Brunst steigt ihn noch gewaltig röhren gehört haben.



Bunte Chronik



Wenn Shakespeare Hollywood erlebt hätte!

In Hollywood sind vor einiger Zeit zwei Shakespeare-Dramen, „Ein Sommernachtstraum" und „Romeo und Julia" verfilmt worden. Wenn man die Honorarhöhe zugrunde legt, die in ähnlichen Fällen an den lebenden Autor eines für die Herstellung eines Filmmanuskripts benutzten Bühnendramas bezahlt wurde, so würde Shakespeare für jedes seiner beiden unsterblichen Dramen mindestens 40 000 Pfund Sterling bekommen haben. Aber als Shakespeare lebte, gab es noch keinen Film, und es gab noch kein Hollywood und deshalb mußte der berühmte britische Dramatiker lange gegen eine höchst karge Gage als Schauspieler auf den Brettern stehen, um überhaupt leben zu können. Das Autorenhonorar, das er für seine Stücke erhielt, überstieg niemals 10 Pfund Sterling für ein Drama.



Rätsel-Ecke



Rösselsprung.

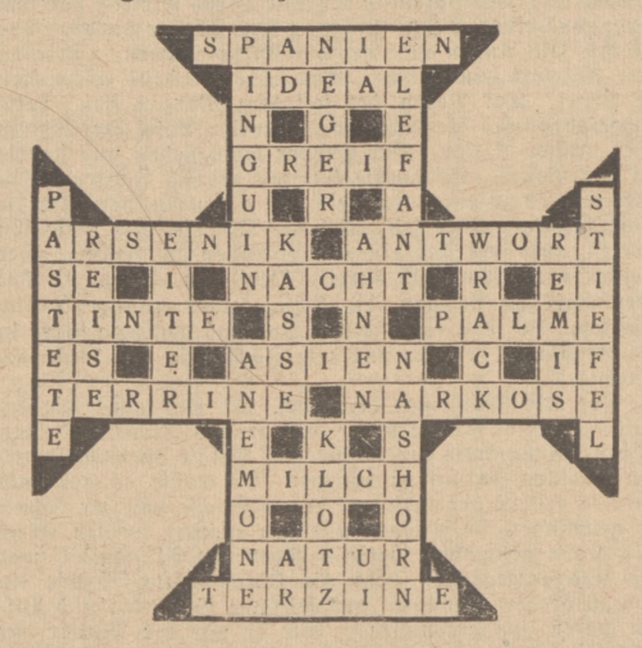
ler	bö-	ge-	vie-	ge-	nicht
denkt	ren	früh-	ver-	lang	den
wer	vol-	ler	recht	ters	schiebt
glei-	sich	gäßt	ling	siebt	te
um	ist	ches	wor-	des	win-
um	beim	har-	wenn	lei-	wärts
und	rings-	hen	gang-	ten	kränkt
ge-	ver-	wer	den	rück-	ne

*

Eine große Reise

machte ein Mann, der von Hamburg ausmarschierte, um in Essen, der Stadt Krupps, am Ziele zu sein. Der Weg ging jedoch nicht geradewegs von Hamburg nach Essen, sondern er führte im Zickzack durch ganz Deutschland. Und zwar reiste der sonderbare Mann immer nach einer Stadt, deren Anfangsbuchstabe sich mit dem Endbuchstaben der letzten Stadt deckte und die von allen Städten ihres Anfangsbuchstabens immer die größte war (es wäre denn, daß die zweitgrößte an die Reihe kommen müßte, weil die größte Stadt bereits besucht worden ist). Um es unseren fleißigen Rätsellösern etwas zu erleichtern, nennen wir die ersten vier Städte: Hamburg — Gelsenkirchen — Nürnberg — Gleiwitz — — nun führe der Rätsellöser die Reise selbst weiter! Nur die Stadt Neuß wurde nicht besucht und ist also auszulassen.

Auflösung des Kreuzwort-Rätsels aus Nr. 190.



Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.